

wie sie in narrativen und biografischen Interviews gemacht werden, weist der Autor darauf hin, dass religiöse Erfahrungen subjektiv sind und in Form von Geschichten erzählt werden müssen.

Bei der Analyse von religiösen Institutionen können narrative Interviews gleichermaßen eine wichtige Rolle spielen, indem z.B. danach gefragt wird „welche Arten von ‚Karrieren‘ darin gemacht werden oder welchen Einfluss sie überhaupt auf das Leben der Betroffenen haben“ (124). Die Analyse einer Einzelsituation hat Relevanz für das Gesamte eines Kontextes, weil „dieser Kontext selbst ja aus einzelnen Handlungen, Interaktionen und Situationen besteht“ (156). Allerdings muss gezielt nach der Rolle der Einzelsituation im Kontext, ihrem Verhältnis zum Gesamten gefragt werden.

Diese Studie stellt für Forschende im Bereich der Gegenwartsreligion eine hilfreiche Einführung in die Methode der qualitativen Religionsforschung dar. Sie regt die Reflexion über das eigene Tun und die Rolle im Forschungsprozess an und trägt damit zu einer Qualitätssicherung bei.

Die Lektüre der detailliert beschriebenen sozialwissenschaftlichen Methoden fordert jenen, die aktuell nicht an derartigen Forschungsprojekten arbeiten oder solche planen, einiges an Durchhaltevermögen ab.

Linz

Monika Heilmann

PATROLOGIE

♦ Schuth, Katharina: Die Tore des Gebetes sind niemals geschlossen. Die Wüstenväter und ihr unablässiges Beten. (Theologie der Spiritualität, Bd. 3) LIT, Münster 2001. (149) Kart. Euro 15,24 (D).

Dieses Buch weist eine Besonderheit auf: Es hat kein Inhaltsverzeichnis (zumindest das der ThPQ zugesandte Rezensionsexemplar). Erschienen ist diese gut gegliederte Lizentiatsarbeit als Band 3 in der Reihe „Theologie der Spiritualität“, die vom Institut für Spiritualität an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster herausgegeben wird. Katharina Schuth stellt Texte aus den Apophthegmata Patrum zusammen, aus denen sie anschaulich ableiten kann, dass die Wüstenväter das unablässige Gebet als zentrales Wesensmerkmal der Mönchsexistenz ansahen.

Die lange Hinführung zu dieser Textanalyse – die ein Drittel des Buches ausmacht! – ist nicht immer durchsichtig. Vor allem war mir während der Lektüre nicht ganz klar, worin nun der Ertrag des lange ausgebreiteten hermeneutischen Ansatzes für diese Fragestellung liegt. Schuth widmet sich ausführlich hermeneutischen Grundfragen, deren Bedeutung mir bei der konkreten Textanalyse nur begrenzt einleuchtet. Wahrscheinlich legt für Schuth die von ihr favorisierte „dialogisch-intertextuelle Leseweise“ den existenziellen Dialogcharakter der Spruch- und Geschichtensammlung aus der ägyptischen Wüste besonders gut frei: Die Apophthegmata „geben Dialoge wieder, transportieren Dialogsituationen und öffnen sich dem Rezipienten nur dann als Sinnpotential, wenn er selber sich einer den Text und ihn umfassenden dialogischen Metastruktur einfügt“ (40). Die Weisungen der Mönchsväter in dieser Perspektive zu lesen und sie theologisch im Kontext des monastischen Lebens sowie vor dem Hintergrund der Heiligen Schrift zu behandeln, ist in der Tat eine wichtige Aufgabe angesichts der Renaissance dieser Literatur, die Gefahr läuft, von einer (ebenfalls sinnvollen!) psychologischen Auslegung vereinnahmt zu werden.

Kremsmünster Bernhard A. Eckerstorfer OSB

♦ Uhrig, Christian: Sorge für die Einheit, über die nichts geht. Zum episkopalen Selbstverständnis des Ignatius von Antiochien. (MThA 55) Oros, Altenberge 1998. (261) Kart. Euro 31,00 (D).

Dieses Buch stellt der theologischen Öffentlichkeit eine Diplomarbeit zur Verfügung, die Christian Uhrig an der Universität Münster einreichte. Seine zusätzlichen Studien der Latinistik und Gräzistik erleichterten ihm offenkundig eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit den sieben Briefen des Ignatius, die dieser auf seinem Weg zum Martyrium in Rom zu Beginn des 2. Jahrhunderts schrieb. Der junge Verfasser analysiert das darin sich äußernde Bischofsbild. Er wendet sich vehement gegen die gängige Interpretation, derzufolge Ignatius das Bischofsamt monarchisch und abgehoben von der Gemeinde sieht, und stellt demgegenüber heraus, dass es dem griechischen Kirchenvater vor allem um die wechselseitige „demokratische“ Zuordnung von Bischof, Presbyter und Diakon im Dienste der Gemeinde geht; dabei

hat das Bischofsamt insbesondere für die Einheit zu sorgen. Für eine Diplomarbeit ist diese Untersuchung eine herausragende Leistung, die mustergültig die Quellen aufbereitet und die ausufernde Sekundärliteratur einbezieht. Da sie aber als Buch herauskam und selbst leichtfertig große Teile der bisherigen Ignatius-Forschung ablehnt, sind im Folgenden Argumentationsgang und Ertrag kritisch zu hinterfragen.

Uhrig analysiert häufig die von Ignatius verwendeten griechischen Ausdrücke. Solche Untersuchungen sind unerlässlich, sie dürfen aber nicht verabsolutiert werden und zu vorschnellen Schlüssen führen. Die vielfältige Verwendung von Symbolen und Metaphern bei den Kirchenvätern entzieht sich oft einer eindeutigen Klärung. In diesem Zusammenhang bringen die ausgedehnten Verweise auf griechische und lateinische Philosophen zwar interessante Gesichtspunkte ein; sie wären aber für die Argumentation selbst entbehrlich gewesen. Der Wunsch nach einer kompakteren Darstellung betrifft ferner die Fußnoten, die einen großen Teil des Textes ausmachen und den Lesefluss erheblich behindern. Das gravierendste Problem scheint dem Rezensenten aber in der Methodik zu liegen: Der Autor bietet nämlich keine überblicksartige Darstellung von Ignatius' Selbstverständnis als Bischof, um von diesem Gesamtbild aus in einem weiteren Schritt spätere Interpretationen in Zweifel zu ziehen. Sondern er wirft sich sogleich auf Meinungen anderer Interpreten und breitet im Zuge dieser Kritik sein eigenes Verständnis von Ignatius aus. So kann er kaum das ignatianische Amtsverständnis aus sich und seinem Umfeld heraus zum Leuchten bringen. Vielmehr scheint Uhrig ein bestimmtes, durch die aktuelle Diskussion geprägtes Vorverständnis zu leiten, das zum alles beherrschenden Ausgangs- und Zielpunkt der Studie wird. Eine Besinnung auf die patristische Kirche ist in der Tat für die heutige Diskussion des Amtsverständnisses richtig und hilfreich, ja unerlässlich. Aber es ist problematisch, aus dem heutigen Fragehorizont heraus die knappen Schriften eines christlichen Autors vor 1800 Jahren auf unsere Begriffswelt unvermittelt zu übertragen – eine Kritik, die übrigens der Autor selbst unter geänderten Vorzeichen gerne erhebt.

Der Versuch Uhrigs, Ignatius einer relecture zu unterziehen und ihn als Kronzeugen eines basiskirchlich-demokratischen Episkopalverständnisses einzuspannen, ist wenig

nachvollziehbar. Offen bleibt freilich, ob das von Ignatius erstmals ausgesprochene und im weiteren Verlauf der Geschichte in Kontinuität mit ihm weiterentwickelte Bischofsbild den heutigen Anforderungen entspricht. Diese Frage anhand alter Texte zu diskutieren, bedarf jedenfalls einer unideologischen Betrachtung, von der man sich keine schnellen Antworten für ein zeitgemäßes Verständnis des Bischofsamtes erwarten darf. Christian Uhrig hat dazu einen dankenswerten Anstoß gegeben, der aber angesichts der gegenwärtigen Publikationsflut ohne allzu großen Verlust der Substanz auch in einem Artikel komprimiert hätte vorgetragen werden können.

Kremsmünster Bernhard A. Eckerstorfer OSB

PHILOSOPHIE

♦ Wimmer, Franz Martin: *Interkulturelle Philosophie. Eine Einführung.* (UTB für Wissenschaft, 2470) WUV Universitätsverlag, Wien 2004. (263) Kart. Euro 21,50 (D)/sFr 35,30.

Der an der Wiener Universität lehrende Philosoph Franz Martin Wimmer gehört neben Ram Adhar Mall, Raúl Fornet-Betancourt, Gregor Paul und Elmar Holenstein zu den führenden Vertretern des Projekts „Interkulturelle Philosophie“ im deutschen Sprachraum. Sein Buch beruht auf jahrelangen Vorarbeiten, zahlreichen Lehrveranstaltungen sowie auf intensiven Kontakten mit Philosophielehrenden weltweit. Die Grundthese dieser Einführung geht davon aus, dass es nicht nur einen Ursprung der Philosophie gibt – nämlich den griechisch-abendländischen –, sondern „mehrere oder sogar viele“ (18). Bereits in der Einleitung (7–24) macht Wimmer klar, dass die hier angesprochene, interkulturelle Weise des Philosophierens weder multikulturelle Vielheit noch transkulturelle Universalität meint, sondern die Herausforderung, „ob und wie mit Vielheit und Differenz philosophierend – und nicht nur konstatierend oder interpretierend – weiterzukommen ist“ (18).

Im ersten Abschnitt (Philosophie – Kultur – interkulturelle Philosophie [25–51]) erfolgen wichtige Klärungen: Philosophie wird – im Unterschied zu Wissenschaft, Kunst und Religion – gesehen als Auseinandersetzung mit der „Frage, was wirklich ist“ und „was erkennbar ist“ sowie mit der „Begründung von Normen und